

Züge, ja sogar gewisse Schnitzer, bekunden am sichersten die Meisterhand: könnten wir nur einmal p[ro]f[ir]en, wie die Alten es gekonnt haben!

Der Kirchhof.

Eines Tages befand ich mich zufällig bei einem Bildhauer, als ein der höheren Schichte der Gesellschaft angehörender Herr hereintrat und für einen verstorbenen Freund ein Grabmal mit dem Bemerken bestellte, es dürfe aber kein Kreuz und auch nichts Gothisches werden. Man einigte sich denn auch bald über etwas Egyptisches. Verwunderlich erschien mir dabei nur, daß jener todte Freund nicht einbalsamirt als Mumie mit Skarabeen und Amuleten in irgend einer Catakombe beigesetzt, sondern ganz wie ein gewöhnlicher Christenmensch vom Ortspfarrer mit den kirchlichen Gebeten in die Erde eingesenkt worden war.

Zweifelsohne würden die „Herren vom Casino“, die gesammte liberale Partei des Ortes, den Besteller des egyptischen Epitaphiums an der Spitze, einen förmlichen Sturm gegen die „wieder hereinschneidende mittelalterliche Finsterniß und Unduldsamkeit“ organisiert haben, wenn der Pfarrer sich allenfalls hätte veranlaßt gesehen, die Leiche zur Bestattung an die Priester der Isis und des Osiris zu verweisen. Die „Bildung“ ist eben noch nicht allseitig zum Durchbruch gekommen. Hat man auch das Christenthum glücklich „überwunden“, so meint man doch des christlichen Begräbnisses sich noch nicht entschlagen zu können; man entblödet sich sogar nicht, zu diesem Zwecke das Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten, so wie Gebete und Ceremonien für den Todten zu erzwingen, über welche derselbe im Leben gespottet hatte! — Eine aufgeklärte Staatsgewalt arbeitet indeß im Bunde mit der „freien Wissenschaft“ unablässig daran, die ganze Materie zu einer obsoleten zu machen. Mit der Entfernung der Kirchhöfe aus der Nähe der Kirchen hat der Humanismus, der doch über alle Cloaken, besonders auf dem Gebiete der Moral, seine Toleranz erstreckte, im vorigen Jahrhundert den Anfang gemacht. Da nunmehr die Chemie uns für die Beerdigungen in eigens dazu bestimmten Räumen den Abgang des aus der Pflanzenwelt in den Menschen übergegangenen, für den Ackerbau so nöthigen Ammoniak in Aussicht stellt, so wird die Polizei wohl bald einen Schritt weiter zu gehen sich bemüßigt sehen, bis endlich der freie

Geist seinen schönsten Triumph feiert und alle Leichen ohne Weiteres in die Salmiakfabriken wandern. Die Grabmäler verursachen alsdann selbstredend Niemanden mehr Kopfbrechen. In einzelnen Ortschaften ist man wenigstens schon so weit fortgeschritten, daß auf die Gräber bloß flache, unten zugespitzte Holzpflocke gesteckt werden, auf welchen eine Zahl steht. Wie die Züchtlinge in den sibirischen Bergwerken, so sind hier die Todten nur noch Nummern, über welche von Amtswegen regelmäßig Buch geführt wird.

Denjenigen, welche vorderhand noch in der altkatholischen Finsterniß stecken zu bleiben gesonnen sind, ist anzuzurathen, daß sie solches schon gleich am Eingange ihres Gottesackers zu erkennen geben, daß sie also beispielsweise das Portal nicht in altdorischem Style oder in dem irgend eines asiatischen Sonnentempels aufrichten, auch keine heidnisch klingende Inschrift darauf setzen, wie solche der classische Zopf immer in Bereitschaft hat. Eben so hüte man sich, dem Ganzen zu sehr den Anstrich einer Gartenanlage zu geben, um den tiefen Ernst des Todes möglichst hinwegzuscheuchen: poetische Pantheisten oder sentimentale Romanenleser mögen anderwärts ihre Promenaden machen; diese Stätte soll die frommen Gläubigen zum Gebete für das Seelenheil der Abgestorbenen einladen. Als Schluß oder Mittelpunkt des Inneren erhebe sich daher ein großes Crucifix, wo möglich mit den Standbildern von Maria und Johannes zu beiden Seiten.

Was die Epitaphien betrifft, so ist gewiß das Kreuz das passendste Emblem auf den Gräbern Derjenigen, welche im Glauben an den gekreuzigten Erlöser und in der Hoffnung auf seine Verheißungen dahingeshieden sind. Wenn man es nicht überall mit eigenen Augen sähe, so wäre es kaum glaublich, daß die Typen der großen Mehrzahl der modernen Grabmäler dem Heidenthum entlehnt sind, daß auf dem nach den alten Ritualien der Kirche geweihten Boden zerbrochene Säulen, ausgelöschte Lampen, umgekehrte Fackeln, Sarkophage, Aschenkrüge und Urnen, letztere allenfalls noch mit einem Trauerflore in Gestalt eines nassen Handtuches umwunden, sich erheben, statt der Sinnbilder der Erbarmung und der christlichen Liebe. Neben kurzen, aber ja nicht süßlichen Inschriften, in denen, beiläufig bemerkt, das so beliebte, antikisirende Wort „Asche“ niemals vorkommen sollte, da wir ja unsere Todten nicht verbrennen, mag man auf den Leichensteinen noch die Insignien des Berufes oder der Würde des Verstorbenen anbringen. In der guten Absicht, den heidnischen Emblemen aus dem Wege zu gehen, stellt man wohl Theile von gothischen Architekturen als Denksteine auf Gräber, namentlich in der Steinmegensprache sogenannte Fialen (s. d. Wort im Glossar), welche durch ihre Form an Pyra-

miden oder Obelisken erinnern. Allein solche Glieder haben für sich allein keine Bedeutung; sie werden vielmehr, aus ihrem Zusammenhange gerissen, wahrhaft sinnlos. Kein Styl verträgt es weniger, als der gothische, daß man seine Bildungen willkürlich verwendet, eben weil er durch und durch organisch ist: das Wo ist bei demselben kaum von geringerer Bedeutung, als das Wie. Will man ein großartigeres Grabmonument im gothischen Style errichten, so muß dasselbe schlechterdings für den speciellen Zweck entworfen und construirt werden, wobei übrigens unzweifelhaft den mittelalterlichen Werken gewisse Motive entlehnt werden können. Einzelne jener Werke sind sogar als zu unmittelbarer Nachahmung geeignet zu empfehlen, wie beispielsweise die sogen. Spinnerin am Kreuze unweit Wien und das Hochkreuz bei Bonn. Unter allen Umständen aber muß die abstracte Kälte der architektonischen Formen durch Figuren und Symbole gemildert werden; je weniger ein Kunstwerk einem praktischen Zwecke oder Bedürfnisse dient, desto mehr soll das tektonische Schema hinter die höheren, freieren Bildungen zurücktreten. Eine nicht ungeeignete Form für Grabmäler ist die auf einem gemauerten Untersatze schräg anlaufende Platte von Stein, in welche dann die Inschriften nebst sonstigen passenden Verzierungen eingetieft werden, wenn man nicht lieber zu diesem Zwecke Messingplatten in den Stein fügen will. Die schräge Richtung ist wegen des Wasserabflusses nothwendig, auf welchen auch sonst hinsichtlich der Einfassung und des Ornamentes Rücksicht genommen werden muß. *) So lange es gestattet war, innerhalb und in der unmittelbaren Nähe der Kirchen zu begraben, bedurfte es selbstredend solcher Vorkehr nicht, oder doch nur ausnahmsweise; die Plattenform bildete damals die Regel; nur für besonders hervorragende und mächtige Personen errichtete man einen verzierten Unterbau, auf welchem sie in ganzer Figur mit gefalteten Händen ruheten, gleichsam dem Gerichte entgegenharrend. Man hat in neuester Zeit diese Darstellungsweise wohl wieder nachgeahmt, aber, meines Wissens, noch nicht mit sonderlichem Glück. Unsere Academiker haben eben meist keine Ahnung davon, was der Tod eines Christen ist; auch nach dem Tode bleibt ihnen das Fleisch noch immer die Hauptsache. Erscheint die Figur anatomisch richtig, geschmackvoll drappirt und gut modellirt, so ist ihr die allgemeine Bewunderung gesichert und man dankt es dem Künstler förmlich, daß er den störenden Gedanken an den Tod und das Jenseits keine Nahrung gegeben hat. Handelt es sich gar um ein bei Lebzeiten gekrönt gewesenes Haupt, so würde es allzusehr gegen den schuldigen Respect ver-

*) Nicht gelungene Muster zu Grabdenkmälern enthalten die „Gothischen Entwürfe“ von B. Stas (Bonn bei Genty und Cohen).

stoßen, wenn die arme, sündige, vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes gerufene Creatur unter dem Hermeline durchblickte, oder wenn man durch irgend einen Spruch oder eine symbolische Darstellung sich an die Barmherzigkeit dieses Richters wenden wollte.

Die Vergleichung mit den mittelalterlichen Kunstwerken der Art wird immer schwieriger, da die Vergleichungsstücke immer seltener werden. Das Gebot der Gradlinigkeit duldet nun einmal nicht, daß irgendwo in der Kirche irgend etwas vorspringt und die Symmetrie stört; man erachtet es für einen groben Verstoß gegen die obersten Principien der Aesthetik, wenn der Fußboden oder die Wand an einer Stelle anders aussehen, als an der andern. Mit dieser Anschauungsweise hat dann noch die Habsucht einen Bund geschlossen. Die großen Steinplatten lassen sich so gut zu Thürschweller, Küchenheerden, die Särge zu Trögen und Regenbehältern benutzen; etwas ganz besonders Verführerisches aber haben die Grabplatten aus Kupfer und Messing, da sie so gut wie baares Geld sind. Das Jahrhundert der Aufklärung stößt sich natürlich nicht daran, daß die Patrone, die Wohlthäter, vielleicht die Erbauer der Kirche aus diesen Denkmälern zu uns reden, daß sie durch fromme darauf gesetzte Sprüche unser Andenken und Gebet ersuchen, daß Stiftungen, Seelenmessen, feierlich gewährleistete Verpflichtungen damit in Verbindung stehen — man dreht das, etwa auf dem Steine noch zurückbleibende Bildniß oder die Inschrift nur eben nach unten, und die Profanation ist gesühnt, vergessen, kein Hahn kräht mehr darnach!

Ebenso wenig läßt man sich die historische und künstlerische Bedeutung derselben zu Herzen gehen, außer etwa in so weit, daß man sie an Händler und Museen zu bringen sucht, weil diese am meisten dafür bezahlen. Während des 13. und 14. Jahrhunderts bildete die Verfertigung von messingenen Grabplatten einen eignen Kunstzweig; besonders im nordwestlichen Europa erglänzten alle Kirchen von solchen Meisterstücken der Gieß-, Gravir- und Ciselirkunst, welche letztere zur Zeit so gut wie verschwunden ist. Seit einem halben Jahrhunderte sind diese Kirchen geradezu wie Kupferminen exploirt worden; das Meiste, was man so gewann, ward eingeschmolzen; nur wo, wie z. B. in Belgien, namentlich in Flandern*), die Engländer ein wachsamcs Auge darauf hielten und zur Hand waren, wanderte die Beute über den Canal in die Cabinette der Liebhaber, in welchen sie noch immer — eine Schmach für unsere Nation! — zu sehen

*) Vgl. die treffliche kleine Schrift von Gye: Notice sur les dalles tumulaires de cuivre ciselées et gravées par les artistes flamands en Angleterre. Bruges 1850.

sind und durch die Schönheit des Styls wie ihre vortreffliche Ausführung die Bewunderung der Kenner ausmachen.

Soll man dahin streben, daß der Gebrauch, in den Kirchen zu begraben, wieder aufkommt? Daß ein warmes Christenherz den Wunsch hegt, im Tempel Gottes, in der Nähe der Reliquien eines Heiligen oder Märtyrers, welche der Altar birgt, seine Ruhestätte zu finden, ist so natürlich, daß, trotz der entgegenstehenden weltlichen Geseze, jener Gebrauch sich Bahn brach und im elften Jahrhundert durch das ganze christliche Europa herrschte. Die „Gemeinschaft der Heiligen“ findet in dieser Sitte einen annähernden Ausdruck, und gewiß kann nichts geeigneter sein, dem Tode seinen Stachel zu nehmen, als das Bewußtsein dieser Gemeinschaft zwischen den Gliedern der streitenden und der leidenden Kirche, welche durch ein „orate pro anima“ oder „miserere mei domine deus meus“ sich um Hülfe und Erbarmung flehend an ihre Brüder und an ihren Richter wenden. Die hohe Poesie, welche in diesem Bezuge liegt, wie sie denn auch in dem Dichter der „divina commedia“ ein Echo geweckt hat (S. purgatorio XII, 16 fgg.), darf uns indeß doch nicht abhalten, die praktischen Uebelstände ins Auge zu fassen, welche sich an das Begraben in den Kirchen knüpfen und die denn auch die Veranlassung dazu hergeben, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Mindestens dürfte es angemessen sein, auf die Bestimmung jener Capitularien und Concilienbeschlüsse zurückzukommen, wonach nur fürstlichen Personen, den Kirchenpatronen und hohen Würdenträgern der Kirche ein solches Begräbniß zu Theil werden durfte. In Rom ist man neuerdings einen Schritt weiter gegangen, indem man das Begräbniß in der Kirche wieder allgemein gegen Zahlung einer gewissen, nicht sehr erheblichen Summe (40 Scudi) gestattete, falls nicht in der Person des Abgeschiedenen ein Hinderniß liegt. Jedenfalls möchte ich dringend empfehlen, daß Wohlthätern der Kirche und Solchen, welche überhaupt durch christliche Tugend sich ausgezeichnet haben, eine Gedenktafel in alter Weise innerhalb der Kirche gesetzt werden dürfte, etwa nach Anhörung des Kirchenvorstandes und natürlich nicht ohne Genehmigung des betreffenden Pfarrers und seiner vorgesetzten geistlichen Behörde, welcher zuvor die Zeichnung einzureichen wäre, damit nicht die Geschmacklosigkeit und der hohle Prunk sich wieder an geheiligter Stätte breit machen können, überhaupt dem Gebäude kein Abbruch geschehe. Wo noch Kreuzgänge an die Kirchen stoßen, wären dieselben besonders zu dem fraglichen Zwecke geeignet und könnte die Einrichtung alsdann auf einer breiteren Grundlage ins Werk gesetzt werden. Damit erhielten denn auch die als Monumente meist so schätzbaren Kreuzgänge wieder eine feste Bestimmung; sie würden dem Leben zurückgegeben und gegen muthwillige Zerstörung oder Vernachlässigung geschützt sein. Es

war dies auch früher ein ziemlich allgemeiner Gebrauch und hat derselbe sich in Italien bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem eben genannten Lande wußte man überhaupt von jeher die Bedeutung der christlichen Begräbnißstätte vorzugsweise zu würdigen und es entstanden dort jene campi santi, deren Pracht und Kunstwerth weltbekannt sind. Die Pisaner brachten in ihren Schiffen Erde aus der Nähe des heiligen Grabes in ihr Campo santo, das berühmteste vor Allen. Unsere heutigen Großmeister des Handels und der Industrie werden zweifelsohne mitleidig die Achsel zucken über solchen „Aberglauben;“ sie dürfen sich indessen davon überzeugt halten, daß sie, der ungeheuren Mehrzahl nach, nur erbärmlich kleine Krämer sind gegen jene Fürsten des Meeres, deren Paläste uns zeigen, wie ächter Mannesstolz und kindliche Frömmigkeit ganz fügllich zusammengehen können, die als Helden und Staatsmänner noch glänzen werden, wenn über allen unseren Börsen- und Fabrikherren und ihren Schöpfungen längst das Meer der Vergessenheit rauscht. Ueberhaupt habe ich niemals gefunden, daß der Unglaube den Verstand oder den Willen gerade sonderlich schärft und kräftigt.

Sollte es unthunlich erscheinen, in den größeren Städten die Kirchhöfe wieder neben den Pfarrkirchen anzulegen — und schon der hohe Werth der Bauplätze würde den speculirenden Magistraten es für sich allein so erscheinen lassen — so liegt doch keinesfalls ein stichhaltiger Grund vor, auch die Bewohner der Landgemeinden von den Ruhestätten ihrer Vorfahren um eine Viertelmeile Weges zu trennen. Die angeblichen sanitätspolizeilichen Bedenken schwinden hier vollends in Nichts; ein jeder Bauersmann hat sicherlich sein reichgemessenes Quantum an reiner Luft einzuathmen und die aus Wald und Feld herwehenden Winde haben zwischen den zerstreuten Wohnungen eben so gewiß Spielraum genug, um jede, auch die allerzärtlichste Besorgniß vor mephitischen Ausdünstungen zu verscheuchen. Ueberhaupt sollte die Polizei wenigstens da, wo es sich um Leid und Freude des Landvolks handelt, den Zollstock nicht so überaus ängstlich handhaben; das Schöne und Malerische schwindet ohnehin nur allzusehr aus dem Volksleben, dem es einstmals einen so großen Reiz nicht blos, sondern auch so viel inneren Halt verliehen hat.*)

Derselbe Philanthropismus, welcher die Friedhöfe aus den Ortschaften bannte, hat sich auch für die Errichtung von Leichenhäusern enthu-

*) Wie weit die Behörden die zarten Rücksichten auf das Gemeinwohl schon treiben, möge man u. A. daraus entnehmen, daß in der Rheinprovinz sogar das sogen. Maigeläute, gleichsam der Frühlingsgesang der Kirche, verboten worden ist — um des möglicher Weise daraus sich ergebenden Gewitterschadens willen.

flasmirt. Was sich auch alles vom theoretischen Standpunkte aus dafür sagen läßt, ihr praktischer Nutzen steht keinesfalls im Verhältnisse zu dem dafür erforderlichen Kostenaufwande; höchstens mögen Städte erster Größe sich solchen Luxus gestatten. Dahingegen wird der Christ, welcher an die Kraft des Gebetes für die Abgestorbenen glaubt, wohl lieber eine Capelle in der Nähe der Gräber sich erheben sehen, freilich aber keine im Moscheenstyle errichtete, wie die auf dem Kirchhofe zu Frankfurt am Main. Nach dem Begräbnisse können die Leidtragenden hier im stillen Gebete verweilen; überhaupt aber gewährt eine solche Capelle einigermaßen Ersatz für die fehlende Kirche. Die schöne christliche Sitte, am Allerseelentage zu den Gräbern hinzuwallfahren, würde endlich durch einen Gottesdienst in der Capelle an Halt und Bedeutung gewinnen. — An vielen Orten ist es bereits dahin gekommen, daß die Leichenzüge stets an den Stadthoren umkehren und der Todtengräber mit ein paar vereinzelt Begleitern alles Weitere besorgt. Ist das vielleicht auch ein Symptom einer fortgeschrittenen Civilisation? — Wir lernen so viel Unnützes und Schädliches von den alten Heiden; lernen wir von ihnen auch wieder Pietät für unsere Todten, wenn wir auf die Mahnungen des Christenthums zu hören etwa nicht geneigt sein sollten.

D a s K l o s t e r.

Nachdem die Stürme der Völkerwanderung vorübergebraust waren und fast allerwärts nur noch Trümmer und Aschenhaufen die Stellen bezeichnen, wo die Städte und Villen, über welche das Gottesgericht ergangen, geblüht hatten, da begann das bis dahin vorzugsweise in der geistigen Atmosphäre, gleichsam als Ferment, wirksam gewesene Christenthum auch im Gebiete der materiellen Interessen und Erscheinungen die ganze Fülle seiner plastischen Kraft zu entfalten. In mächtigem Lebensstriebe bildete sich die Kirche eine ihrem inneren Wesen entsprechende Organisation, welche sich allmählich alles in ihren Bereich Gehörige aneignete, indem sie es umbildete: man sagt gewiß nicht zuviel durch die Behauptung, daß die gesammte europäische Cultur solchergestalt unter ihrer Hand erwachsen ist. Eines ihrer Hauptwerkzeuge aber waren die, mit ihren Anfängen bis in die thebaische Wüste und die Einsiedlerhöhlen zurückreichenden geistlichen